Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Wanderungen in der Niederlausitz : 4. Das Stift Neuzelle an der Oder und sein Hinterland (Neuzelle, Bremsdorfer Mühle, Siehdichum, Beeskow)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

zufriedenheit. Diese Mittel bestehn in der persönlichen Anwesenheit des Kaisers innerhalb des Heeres, Neuordnung der Armeekorps, Regelung des Verpflegungs- und des Besoldungswesens. Dann könnte man dem Feinde sehr wohl entgegentreten, da man diesem an effektiven Streitkräften mindestens gleich, wenn nicht überlegen sei.

Voll ehrlicher Entrüstung wendet er sich sodann aber gegen die seinen guten Ruf schädigenden Gerüchte, die schon bis zu dem Kaiser gedrungen sind. Er an der Spitze der italienischen Offiziere soll die Intrigue gegen Wallenstein geleitet haben, daß er für die Italiener die höchsten Kommandostellen im Heere und weitere Reichtümer erlange. Er weist darauf hin, daß er es nicht nötig gehabt hätte, um solcher Ziele willen Wallenstein zu beseitigen, denn dieser habe ihm ja die höchsten Kommandostellen im Heer und reiche Güter versprochen. Zur vollständigen Widerlegung dieses Gerüchts bietet er seine Enthebung von allen Kommandostellen an und will als einfacher Soldat weiterdienen.

Man könnte sagen, es sei dieses Anerbieten nur eine leere Redensart gewesen. Aber der Ton, in dem diese Briefe geschrieben sind, widerspricht dieser Annahme; das Anerbieten, seine Kommandostellen niederzulegen, wird nicht hypothetisch ausgesprochen, sondern durchaus ernstlich und bedingungslos. Namentlich der Ton in dem Gesuch an den Kaiser ist so bestimmt, daß man an dem ernsthaften Willen Piccolominis nicht zweifeln kann.

(Schluß folgt)

Wanderungen in der Niederlausitz

Von Otto Eduard Schmidt

4. Das Stift Neuzelle an der Oder und sein Hinterland

(Neuzelle, Bremsdorfer Mühle, Siehdichum, Beeskow)

Es war an einem Aprilsonntage zur Zeit der sinkenden Sonne, als wir uns von dem Ufer der Oder aufmachten, um noch vor völliger Dunkelheit das in der Luftlinie nur etwa acht Kilometer nordwestlich von der Neißemündung liegende Stift Neuzelle oder vielmehr das ihm benachbarte Dorf Schlaben zu erreichen. Dort wollten wir im Gasthofe „Zum Prinzen Albrecht von Preußen" unser Quartier aufschlagen; er war uns empfohlen worden als der Gasthof, worin die Gerichtstage abgehalten werden. Wir kamen auch bald an das größtenteils noch in der Ebene liegende ansehnliche Kirchdorf Wellmitz, von da an aber steigt das Gelände energisch empor und bildet ein sich längs der Oderniederung nordwärts bis zum Oder-Spreekanal, westwärts bis gegen Beeskow erstreckendes welliges Gebirge. An seinem steil zur Oderaue abfallenden Ostrande liegt das Stift Neuzelle, dessen gewaltiger eintürmiger Kirchenbau uns schon von weitem grüßt. Die beiden kleinern Türme daneben gehören der protestantischen Kirche in Schlaben. Aber die Chaussee macht starke Krümmungen, und so lagen schon die Schatten der Finsternis über den Häusern, als wir endlich vor dem ersehnten Gasthofe von den Rädern sprangen. Der „Prinz Albrecht" ist ein bescheidner Bau, der nur aus einem Erdgeschosse besteht, aber er bot genügende Unterkunft und vortreffliche Verpflegung. Überhaupt muß es den

Dorfgasthöfen der Niederlausitz nachgesagt werden, daß sie, obwohl das Aussehen der Höfe hie und da etwas an böhmische Wirtschaft erinnert, doch in der Regel im Innern mehr bieten, als ihr Äußeres verspricht. Die Ruhe des Abends bot Gelegenheit, das, was wir über die Geschichte des Stifts vorher gelesen hatten — den „Kurtzen Entwurff einer Neuzeller Historie" im 5. Teile der Destinata litteraria et fragmenta Lusatica und das von dem ehemaligen Klosterinsassen, spätern Weihbischof Mauermann herrührende Buch „Kloster Neuzell" (Regensburg, 1840) —, wieder aufzufrischen und durch Erkundigung bei den Einheimischen zu ergänzen. Später hat mir auch Herr Archivrat Lippert in Dresden, der künftige Herausgeber der Niederlausitzer Urkundensammlung, den noch nicht erschienenen ersten Band des Werkes, der die Neuzeller Urkunden enthält, mit gewohnter Freundlichkeit für einige Tage zur Benutzung überlassen.

Die ältesten Stützpunkte der deutschen Herrschaft in der Lausitz waren die Burgwarde (z. B. Niemitzsch südlich von Guben im Jahre 1000 urkundlich erwähnt), die teilweise an Stelle früherer slawischer Kastellaneien getreten waren. Zu einer wirklichen Germanisierung des Landes aber reichte die Organisation der Burgwarde nicht aus; dazu bedurfte es der Gründung deutscher Städte und deutscher Klöster. In dieser Richtung hat Markgraf Heinrich der Erlauchte (1220 bis 1288) am meisten für die Niederlausitz geleistet. Er ist auch der Gründer von Neuzelle. Die im Oktober 1268 in Dresden ausgestellte Stiftungsurkunde bezeichnet zwar als Zweck der Stiftung die Fürsorge für das Seelenheil seiner Vorfahren und insbesondre seiner 1267 verstorbnen zweiten Gemahlin Agnes, deren Andenken auch das 1268 gegründete Klarissinnenkloster Seußlitz an der Elbe gewidmet war, aber mit diesen frommen Zwecken vertrugen sich weltliche sehr wohl. Die Teilnahme des jungen Herrschers (geb. 1215) an einem Kreuzzuge gegen die heidnischen Preußen (1237), die Erbauung der Burgen Elbingen und Balge an der Ostsee, seine Bemühungen, die jenseits der Oder liegende Burg Schiedlo, dazu das Land Krossen oder das Gebiet zwischen Queis und Bober zu gewinnen, endlich die schon um 1250 erfolgte Gründung von Fürstenberg an der Oder (etwas stromabwärts von Schiedlo) beweisen, daß sich der meißnische Markgraf an der Strecke der mittlern Oder, die der polnisch-deutsche Verkehr und der Handel mit dem aufblühenden weichselländischen Gebiete des Deutschen Ordens zu überschreiten pflegte, eine gesicherte Stellung schaffen wollte. Diesen Absichten diente nebenher auch das mit einer großen Grundherrschaft ausgestattete Kloster Neuzelle. Alles, was im Umkreis einer Meile von dem für die Klostergebäude in Aussicht genommnen Platze (einem jetzt nicht mehr vorhandnen Dorfe namens Starczedel) lag, wird mit allem Zubehör dem Kloster zu eigen gegeben. Dazu kamen im Jahre 1300 durch Stiftung Diezmanns Güter in Wellmitz, Kieselwitz und Rießen, 1311 durch Stiftung des brandenburgischen Markgrafen Waldemar das Dorf Reipzig, 1313 der See Pinnow, 1315 vom Markgrafen Johann das Dorf Rackwitz, 1316 durch Kauf von diesem die Burg Schiedlo mit Ratzdorf und Kuschern, die Stadt Fürstenberg mit neun Seen, Honigginsen und Hufen in Diehlau, das Dorf Schönfließ, 1327 von Herzog Rudolf von Sachsen der Wald Roertweil und Hufen zu Vogelsang, 1328 durch Kauf das Dorf Breslagk, 1363 die Pfarrkirche und das Hospital zu Beeskow und andre Güter, bis um das Jahr 1370 ein geistlicher Staat fertig war, dessen Gebiet an der Oder von der Neißemündung bis über Fürstenberg hinaus und westwärts bis an die Spree und den Schwielochsee reichte. Bei allem Wechsel der Landesherrschaft von den Wettinern zu den Askaniern, von den Askaniern zu den Wittelsbachern und wieder zu den Wettinern hatten es die klugen Herren von Neuzelle verstanden, ihren Vorteil zu wahren, aber in dem neuen luxemburgischen Landesherrn Kaiser Karl dem Vierten (seit 1364) fanden sie ihren Meister. Sie mußten ihm die für den Oderhandel und den Oderzoll wichtigste Besitzung, die Stadt Fürstenberg mit dem Dorfe Vogelsang, verkaufen, dafür bestätigte er ihnen 1370 in einer umfänglichen Urkunde zu Prag ihre übrigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Güter. Auf den Besitz von Fürstenberg legte dieser schlau rechnende Kaiser Wert, seitdem er mit dem Plan umging, Brandenburg an sein Haus zu bringen, was 1373 durch den Vertrag von Fürstenwalde geschah. Er war im Frühling 1370 selbst längere Zeit in Fürstenberg, erbaute dort ein festes Schloß und eine Oderbrücke, deren letzte Überreste erst vor dreißig Jahren beseitigt worden sind. Seine Nachfolger waren nicht die Leute, das Erworbne zu behaupten: schon 1406 gelang es den Zisterziensern von Neuzelle, Fürstenberg von Jobst von Mähren zurückzukaufen. Unterdessen hatten sich auch die Gebäude des Stifts und die wirtschaftliche Organisation seines Gebiets gedeihlich entwickelt. Freilich ging die Einrichtung des Klosters nicht so schnell und glatt vor sich, wie man wohl meinen sollte. Die neue Stiftung sollte zum Sprengel des Bischofs von Meißen gehören, aber der Bischof von Lebus erhob ältere Ansprüche auf das um die ehemalige Kastellanei Schiedlo liegende Gebiet. Zur Schlichtung des jahrelang geführten Streits wurde die Vermittlung des Erzbischofs von Magdeburg, des Bischofs von Merseburg, ja sogar des Papstes Gregors des Zehnten in Anspruch genommen. Erst im Jahre 1281 wurde der Abt des Klosters Zelle bei Nossen durch das Generalkapitel der Zisterzienser in Citeaux ermächtigt, Mönche nach Neuzelle überzuführen und den ersten Abt dort einzusetzen. Neuzelle ist also ein Tochterkloster des meißnischen Zelle, das nunmehr erst den Namen Vetus Cella (Altenzelle) annahm. Die Zisterzienser jener Zeit waren aber nicht nur fromme Beter, sondern hatten auch vortreffliche Landwirte, Fischer, Gärtner, Hoch- und Tiefbaumeister, Bronzegießer, Kaufleute und Vertreter andrer nützlicher Berufe in ihren Reihen. Ihrem Unternehmungsgeiste bot sich in den zum Stift gehörenden Gelände ein fast noch unberührtes Arbeitsfeld. Wer etwa um das Jahr 1280 auf dem östlichsten Kamme des Berglandes stand, das sich von der Oderstrecke Schiedlo-Fürstenberg nach Westen zieht, der sah zu seinen Füßen das meilenlange, von Sumpf, Wasserlachen und wildem Eichwalde bedeckte Bruchland der Oder, dann den Strom selbst, der in noch ungebändigter Freiheit parallel zu der Bergkette hinfloß; hinter sich aber, nach Westen zu, hatte er ein noch ganz unentwickeltes Waldland mit einigen armseligen slawischen Dörfern und den verstreuten Niederlassungen von Zeidlern, die nach altslawischer Sitte unter einem Ältesten, einem Starosten, lebten. Es ist bezeichnend, daß in der Stiftungsurkunde von 1268 auch nicht eine einzige Ortschaft genannt ist, sondern nur die Maße des Klostergebiets angegeben sind. Die deutschen Dörfer, die später die Bestätigungsurkunde Karls des Vierten 1370 auf diesem Gebiete verzeichnet: Steinsdorf, Seitwann, Möwiskruge sind vermutlich erst Gründungen der Zisterzienser. Aus Gründen, die uns unbekannt sind, beschloß der Konvent von Neuzelle in einem nicht mehr bekannten Jahre, jedoch erst nach dem Tode Heinrichs des Erlauchten (1288), die Verlegung des Klosters aus dem Dorfe Starczedel nach seinem heutigen Standort auf den östlichsten Steilrand des Gebirges vor der Oderniederung. Markgraf Diezmann und der Bischof von Meißen genehmigten diese Verlegung. Hierbei taucht zuerst der Name des dem Stift seitdem benachbarten Dorfes Schlaben (Slaven) auf, der Name des Dorfes Starczedel ist aus dieser Gegend verschwunden. Das ist wohl so zu deuten, daß die dem Kloster zu eigen gehörenden Kossäten und Büdner des Dorfes Starczedel die Übersiedlung mitmachen mußten, damit die geistlichen Herren in ihrer unmittelbaren Nähe die nötigen Eigenleute hätten, und daß dieses neue Kossätendorf nun einfach nach der Nationalität seiner Insassen im Gegensatz zu den deutschen Bauerndörfern ringsum Slaven (= Schlaben) genannt wurde.

Beim Neubau des Klosters sorgte man natürlich zuerst für die nötigsten Wohn- und Wirtschaftsräume, dann ging man an die Erbauung der Kirche, für die die Ziegel vermutlich an Ort und Stelle gebrannt wurden. Sie sollte als eine weithin schauende Warte des germanischen Christentums auf der Kuppe des Berges ihren Platz finden; aber die dafür nötige Plattform mußte erst durch Abtragung des obersten Teils der Bergkuppe geschaffen werden. Eine Inschrift des Turms bezeichnet die Höhenmarke, bis zu der sich einst die sandige Bergkuppe erhob:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ecclesiae loco, quo sto cum ambitu toto
Mons fuit hic magnus scripti cacuminis huius.

Das abgetragne Erdreich wurde teilweise zur Ausfüllung des großen Sumpfes verwandt, der sich an der Westseite des Berges hinzog; durch Ableitung seiner Wässer entstand der schöne, jetzt mit Alleen umgebne Klosterteich vor dem Hauptportal. Das Werk des Kirchenbaues muß hier sehr schwierig und langwierig gewesen sein: man baute eine dreischiffige gotische Hallenkirche, deren Tür nach Westen, deren Apsis nach Osten schaute. Einer nicht eben gut beglaubigten Nachricht zufolge soll die Kirche erst um das Jahr 1390 geweiht worden sein. Unterdessen hatte die wirtschaftliche Aufschließung des durch die Stiftungsurkunde und spätere Schenkungen und Käufe erworbnen Klostergebiets große Fortschritte gemacht. Die Feldmarken der Slawendörfer, durch Malbäume genau abgegrenzt und durch Rodungen erweitert, waren größtenteils mit deutschen Bauern besetzt, die Slawen zu Gärtnern, Kossäten oder Büdnern herabgedrückt worden, die dem deutschen Richter des Dorfes oder den Bauern und dadurch mittelbar dem Stifte zinsbar waren. Andre neue Dörfer, an den deutschen Namen kenntlich, wie zum Beispiel Steinsdorf, Möwiskruge, Fünfeichen usw., waren auf neuen Rodungen vorzugsweise aus deutschen Ansiedlern nach deutschem Recht gebildet worden, doch wurden ihnen in der Regel einige slawische Untertanen beigegeben, die dem Kloster außer einer Geldabgabe persönliche Dienste leisten mußten, von denen die Bauern fast durchgängig frei waren. Andre Gruppen von slawischen Wald- und Honigbauern wurden in Anknüpfung an ältere Genossenschaften dieser Art zu Zeidlereien zusammengefaßt, und ihre Rechte und Leistungen wurden bis ins einzelste geregelt. Ja sogar ein Handels- und Fischerstädtchen wie Fürstenberg verstanden die Zisterzienser zu beiderseitiger Zufriedenheit ihrem kleinen Staatswesen einzugliedern. Sehr lehrreich ist dafür die „Handfeste," durch die Abt Johann im Jahre 1335 die Rechte und die Pflichten der Fürstenberger festsetzt. Das Kloster behält sich dasselbe Fischrecht auf der Oder , wie es die Bürger ausüben, vor, außerdem aber von Stören und Lachsen, die gefangen werden, den dritten Teil, ferner freie Überfahrt für alle Klosterleute. Auf dem Kieße vor Fürstenberg sitzt noch eine kleine slawische Fischergemeinde von sechs Fischern, „dy do fischen moegin, doch ane dy gezewg, dy da heisin wlockin unde flos, dyselbin fischere sollin des clowsters deditzen (dediticii = Unterworfene) syn unde sollin kegin (gegen) dem clowstere tuen, alze andere deditzen des clowsters tun." Ein ähnlicher Ausdruck kehrt im Urkundenbuche Seite 126 noch einmal wieder: „Die Fischer sollen fischen ane flossin und ane flockin." Grimms Wörterbuch läßt uns bei solchen in den Urkunden vorkommenden technischen Ausdrücken leider im Stich. Aber Herr Archivdirektor von Buchwald in Mecklenburg-Strelitz teilt mir freundlichst mit, daß unter vloke oder vlake das Flocknetz zu verstehn sei, flossin (nh. flotten) aber heißen die kleinen Schwimmhölzer oder Korke, die einen Netzrand im Wasser stehend erhalten. Der Sinn der Bestimmung ist, daß diese slawischen Fischer ihr Gewerbe nur im Kleinbetriebe, mit der sogenannten „stillen Fischerei," aber nicht mit großen Netzen, oder wie man sich technisch ausdrückt, mit dem „großen Zeuge" ausüben sollen. Das blieb den Klosterleuten vorbehalten. Endlich enthält die „Handfeste" noch ein Zugeständnis für die Fürstenberger: „Vortmeer zo sollin wir nicht gewant noch schue in der stat veile habin yn (ihnen = den Bürgern) zu frommen unde zu besserungen." Demnach haben die Mönche an andern Orten Niederlagen und Verkaufsstellen für Tuche und Schuhwerk unterhalten.

Noch lehrreicher sind die Reste zweier Neuzellischer Erbbücher, die im Berliner Staatsarchive (A^a Rep. 21 D. acc. 9057 a und b) verwahrt werden und in dem genannten Urkundenbuche Seite 117 f. zum erstenmal gedruckt worden sind. Das ältere von beiden ist aus der Zeit um 1420, gibt uns also ein Bild der Klosterwirtschaft vor dem Hussitenkriege. Die kleine Fischergemeinde aus slawischen Deditzen „uf dem Kysse vor Forstenberg" besteht noch immer; besonders aber interessieren

uns die Verhältnisse der vom Kloster abhängigen Dörfer. Für die Beurteilung der Nationalität der Bauern kann der Name des Dorfes nicht allein maßgebend sein; dagegen hat man in der Ackerverteilung und in der Rechtsordnung kräftige Beweismittel. Gibt es im Dorfe einen Richter und überwiegen die Hufen, als deren Inhaber wir uns nur deutsche Bauern denken dürfen, so ist der Charakter des Dorfes im wesentlichen deutsch; überwiegen die Kossäten, Gärtner und Büdner, so ist der Charakter des Dorfes in der Hauptsache slawisch. Die Reste des Erbbuches ergeben nun, daß in diese dem Schutze des Krummstabs anvertrauten Gegenden eine sehr starke Einwanderung deutscher Bauern erfolgt sein muß, denn die deutschen Hufendörfer überwiegen gewaltig. So erklärt es sich, daß heute in diesen von dem alten Deutschland entferntern Gegenden seit langer Zeit jede Spur slawischen Wesens verschwunden ist, während sich in nähern Gebieten, z. B. um Kottbus und in der sächsischen Oberlausitz, slawische Sprachinseln bis auf diesen Tag erhalten haben. Das größte und bedeutendste Dorf des ganzen Klosterbesitzes ist Wellmitz mit sechzig Hufen und siebenundzwanzig Gärtnern. Der Pfarrer des Dorfes hat zwei Hufen, der Richter drei, der „Leman" zwei. Der Pfarrer ist völlig steuerfrei, der Richter gibt dem Kloster außer einigen kleinern Abgaben 53 Groschen 8 Heller und hält ein Lehnspferd. Außerdem gibt er für eine Wiese und sein Brennholz 20 Groschen, der „Leman" hat die Wahl, ob er ein Lehnspferd halten oder 36 Groschen zahlen will. Von jeder der übrigen 53 Hufen zahlt der Besitzer 30 Groschen und zwei Scheffel von „Nuwendorff" (einer Neurodung), ferner drei Scheffel Hafer für die Waldnutzung, 10 Groschen für Wiesennutzung und 30 Eier „von eyme luge" (sumpfige Wiese). Die Bauern haben ihre Almende für sich, auch die Kossäten = Gärtner haben ihr besondres Holz, wo die Bauern nicht schlagen dürfen. Das zweite Dorf der Größe nach ist Möbiskruge, eine deutsche Gründung mit fünfzig Hufen, aber es hat auch „8 gartin, dy zinsen dem richter unde den geburn (Bauern), abir dy herrin (von Neuzelle) haben daruff daz obirste unde den dynst." Auch in Fünfeichen mit vierzig Hufen und neun Gärten überwiegt die deutsche Bevölkerung.

Wenn wir aber in einem andern Dorfe nur von zwölf Zinshufen, aber achtundvierzig Gärtnern hören, so wird es wohl eine vorwiegend slawische Bevölkerung gehabt haben. Im höchsten Grade ist das der Fall in dem dicht am Kloster gelegnen Dorfe Schlaben. Das Erbbuch sagt: „Slawin hot nicht hufin. Do seyn 11 gartin; iczlich (jeglicher) gertener gibet von seyner hofereiten von der ruten 1 gr. Sy haben keinen richter; dorfin (bedürfen) sy gerichtez, daz muessen sy suchen zu des closters foyte (Vogte)." Das stimmt ganz mit dem überein, was wir über den Ursprung dieses Dorfes vermutet haben. Schlaben zeigt auch heute noch seine besondre Art, seine auffällige Abhängigkeit vom Stifte: es ist die einzige katholische Gemeinde inmitten einer evangelischen Umgebung.

Eine ganz interessante Erscheinung im Neuzeller Wirtschaftsleben sind die Starosteien oder Zeidlergenossenschaften von Ziltendorf, Krebsjauche, Lahmo und Fürstenberg, deren Statuten uns das Erbbuch teilweise erhalten hat. In dem grundlegenden Aufsatze Hermann Knothes „Die verschiednen Klassen slawischer Höriger usw." (N. Archiv f. Sächs. Gesch. IV, 1 f.) habe ich nichts Entsprechendes finden können. Die Starosteien sind Genossenschaften zur Ausbeutung von Wiesen, die nicht in einer Dorfflur liegen, also der Wald- und der Bruchwiesen, des Waldes selbst, entlegner Fischereien, vor allem aber der in Waldbäumen untergebrachten Bienenstöcke, der sogenannten Büten, ein Ausdruck, der schon in der Stiftungsurkunde des Klosters von 1268 vorkommt. Diese Nutzungen waren wohl ursprünglich den unterjochten Slawen, den Deditzen, überlassen worden. Die Inhaber dieser Nutzungen heißen „zideler" = Zeidler. Wir verstehn unter diesem Ausdrucke die Bienenzüchter; im Mittelalter hatte der Ausdruck eine andre und weitere, soziale Bedeutung. Zeidler wurde in der Niederlausitz eine dritte Klasse der Bauernbevölkerung genannt, die, slawischen Ursprungs, weder eine Hufe noch eine Gartennahrung (Büdnerei, Kossätenhof) be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

saßen, sondern außerhalb des Dorfes an einem bestimmten Ort im Walde oder auch in zerstreuten Siedlungen einfachster Art wohnte und eine gemischte Wald-, Wiesen- und Fischereiwirtschaft trieb; allerdings war die Bienenzucht ihr wichtigstes Arbeitsfeld. Die Zeidler, ihrem Ursprunge entsprechend auch Deditzen genannt, stehn unter einem Ältesten, einem Starosten. Die Statuten der ersten im Erbbuche genannten Starostei, der von Ziltendorf, lauten folgendermaßen: „Die Zeidler in der Starostei wohnen zumeist zu Vrath (vermutlich = Hrad, dem alten slawischen Burgwall, jetzt Aurith rechts von der Oder, der auch Seite 123, 2 erwähnt wird) und geben zehn halbe Eimer Honig brandenburgischen oder Beeskowischen Maßes und haben Wiesen zu ihren Zeidelweiden. Auch haben sie auf ihren Wiesen und in dem Walde freie Weide und dürfen diesseits der Oder bauen Scheunen, da sie ihr Heu drin behalten, und Stallungen, da sie ihr Vieh einstallen. Auch dürfen sie Hopfen reißen, Eicheln lesen, der Holzbirnen und Holzäpfel im Walde genießen, doch unbeschadet der Ziltendorfer und Krebsjaucher, wenn diese des Obstes und des Hopfens im Walde mit genießen sollen, und sollen einer den andern nicht hindern noch darüber pfänden. Wer aber zu Vrath sitzet und keine Zeidelweide hat, will der der Weide oder andre der genannten Freiheiten diesseits der Oder gebrauchen, so soll er es mit dem Hofmeister (des Klosters) darum halten, daß ihm sein Genügen geschehe, und nicht mit den Zeidlern oder Deditzen; tut er das nicht und genießet doch der Freiheiten, so soll man ihn darum pfänden und bessern. Die Deditzen oder Zeidler vererben ihre Zeidelweide an ihre Söhne oder an ihrer Söhne Kinder oder weiter an ihrer Kindeskinder Schwerthalben, das ist an Knechte . . . Aber ihre Spillemagen, das sind Frauen und Jungfrauen, haben kein Recht an der Zeidelweide, es käme denn von sonderlichen Gnaden und Gunsten der Klosterherren, daß sie ihnen diese verleihen wollten. Jeglicher Zeidler oder Deditze mag des Jahres machen fünfzehn neue Büten und darüber nicht mehr. Die Deditzen oder Zeidler oder Honiggelder, die in des Klosters Gebiete oder Pflege sind, die sind nicht Eigenleute wie in etlichen Landen, sondern sie sind frei gleich andern landgesessenen, pfleghaften Zinsleuten." Ähnlich ist die Starostei Krebsjauche eingerichtet; zu ihren Nutzungen gehören die Fischerei auf dem Lukacz, bei großem Wasser fischen die Zeidler auch auf ihren Wiesen. Grundherrin über alles ist das Kloster, denn „wenne der staraft zur Crebisjuche stirbit, so gevellit (fällt) dy staraftie an dy herrin . . . Syn zeichin an den bueten ist eyne mistgabel." In der Starostei Lahmo ist der Starost von allen Abgaben frei; jeder beweibte Zeidler gibt jährlich zehn Groschen Zins, der unbeweibte — ein Trost für Junggesellen — nur fünf Groschen; die Zeidlerei besteht im ganzen aus vierzehn Gliedern; sie haben jeder einen Fischerkahn und freie Fischerei auf dem Barow, es kann ihnen aber auch erlaubt werden, auf dem Ockim zu fischen, „unde was sy guter fische van (fangen), dy sullin sy den herrin gebin, unde was sy denne cleyner fische van, dy sullen sy habin zu irer kuchen."

Was für ein Leben muß in jener Zeit auf dem Wirtschaftshofe des Klosters geherrscht haben, wenn zu Walpurgis oder Martini die Wagen der deutschen Zinsbauern Korn und Hafer, Gerste und Mohn in den umfangreichen Speichern und Scheunen abluden, oder wenn die Bäuerinnen mit Flachsbündeln, Hühnern und Eiern, die Zeidler mit Honigfässern, Wachsklumpen und großen Edelfischen die Vorratskammern füllten, oder wenn zu Ostern, Michaelis und Weihnachten die Richter aus den Dörfern die Zinsgroschen mit dem Rentmeister verrechneten, Bauern und Kossäten neue Rodungen mit dem Abte vereinbarten und dazwischen sich auch ein schüchterner Deditze vom Hofmeister die Genehmigung erbat, irgendwo ein neues Heustadel zu bauen.

Über dieses ganze sorgsam ausgestaltete Wirtschaftsleben des Klosters kam eine Zeit furchtbarster Zerrüttung durch die Hussitenkriege. Im Jahre 1429 ergossen sich die fanatisierten tschechischen Horden auch in die Niederlausitz: die Stadt Guben ging in Flammen auf, die Klosterbrüder und der Abt Petrus von Neuzelle

wurden unter grausamen Martern getötet, Klostergebäude und Kirche in Brand gesteckt. Aber wenig Jahre später sitzen die Klosterherren, wie ihre Urkunden beweisen, wieder fest im Regiment — nach Erwerbung der Dörfer Lindow, Brieskow, Aurith und Reipzig geht ihr Gebiet fast bis an die Mauern der Stadt Frankfurt. Im sechzehnten Jahrhundert pochte die Reformation mit starker Faust auch an die Pforten von Neuzelle. Aber unter böhmisch-habsburgischem Regiment (seit 1526) hielt sich das Kloster, freilich mußte es der Abt Matthias (1540 bis 1550) erleben, daß alle seine Stiftsuntertanen bis auf sechs zum lutherischen Bekenntnis übertraten. Dem geistlichen Wirken des Stifts war damit fast aller Boden entzogen, aber seine wirtschaftliche Tätigkeit ging weiter. Es kam das Jahrhundert des großen Krieges; er entschied die Geltung und den Bestand der Reformation in dem Stiftslande, denn es kam mit der gesamten Lausitz an das protestantische Kurhaus Sachsen. Doch verpflichtete sich der Kurfürst Johann Georg der Erste in dem zu Prag am 20. Mai 1635 geschlossenen Traditionsrezeß, „auch die Abtei zu Neuzell . . . samt ihren Leuten und Beamten, Dienern und Untertanen bei ihren Privilegiis und Juribus, insonderheit bei ihrer exemptio in spiritualibus ab omni saeculari foro . . . schützen" zu wollen, ein Versprechen, das mit großer Gewissenhaftigkeit gehalten worden ist. Die Lage der dem Stift zinsbaren Bauern muß schon vor dem Kriege keine rosige gewesen sein, denn eine vor Ausbruch des Krieges vorgenommene Zählung ergab fast überall eine starke Abnahme der Bauern, eine Zunahme der Kossäten gegen die im Erbbuche von etwa 1420 angeführten Zahlen.

Ganz erschreckend aber hat der Dreißigjährige Krieg unter der gesamten Bevölkerung des Stiftslandes aufgeräumt. Sie betrug in allen Dörfern zusammen vor dem Kriege tausendundsiebzehn Bauern und Kossäten, nach dem Kriege zweihundertundzwanzig Bauern und Kossäten, sodaß also gegen achthundert Bauern- und Kossätenstellen, Vierfünftel des ganzen bebauten Landes, wüst lagen. Nicht besser stand es in dem Städtchen Fürstenberg: von zweihundertundfünfzig Häusern, die es vor dem Kriege gehabt hatte, waren nach dem Kriege noch dreißig bewohnt. Die große Aufgabe, das Stiftsland aus dieser Zerrüttung wieder in einen blühenden Zustand zu versetzen, fiel dem 1641 gewählten Abte Bernhard zu. Er war ein Sproß des süddeutschen Geschlechts der Freiherrn von Schrattmach, ein Verwandter des Erzbischofs von Prag, des Kardinals Grafen Harrach; Kaiser Ferdinand der Dritte hatte selbst bei seiner Erhebung zum Abt von Neuzelle die Hand im Spiele gehabt. Ob diese Wahl eine glückliche war, ist sehr zu bezweifeln. Denn dieser süddeutsche Prälat verwickelte sich in einen langen Streit mit den übrigen Ständen der Niederlausitz, die ihm — wohl infolge seiner katholisierenden Tendenzen — sogar die Landstandschaft entziehn wollten. Von einer besondern Fürsorge für die verarmte Bauernschaft hören wir nichts; die alten Zisterzienser des dreizehnten und des vierzehnten Jahrhunderts hatten sich durch eine wohlwollende und freiheitliche Behandlung sogar der Deditzen ausgezeichnet, jetzt, unter Abt Bernhard und seinem Nachfolger Albericus von Burghoff aus Köln (1660 bis 1685), wurden durch eine Reihe von Rezessen die Leistungen der Bauern an Geldsteuern, Hofdiensten, Dienst- und Zechfuhren, Zwangsdiensten der Kinder usw. mit derselben Härte festgesetzt, durch die sich damals die kleinern weltlichen Grundherrschaften verhaßt machten. Auch für die Baugeschichte von Neuzelle wurde die Tätigkeit des Abtes Bernhard verhängnisvoll: er ließ die durch den Krieg verwüstete Kirche und andre Klostergebäude im Jesuitenstil wiederherstellen. So wurden denn die zwölf mächtigen Pfeiler der gotischen Hallenkirche und das ehrwürdige gotische Gewölbe mit einem barocken Stuck überkleidet, um die bekannten eiförmigen Flächen an der Decke zu schaffen, in die süßliche, würdelose bunte Bilder aus der heiligen Geschichte hineingemalt werden könnten. Von den folgenden Äbten haben sich besonders Martin (1727 bis 1741) und Gabriel (1741 bis 1775) als Bauherren einen Namen gemacht. Der erste hat der Kirche durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vervollständigung der Malerei und des Stuckes sowie durch Beschaffung neuer Kirchen- und Beichtstühle vollends das Aussehen eines Bauwerks aus der Rokokozeit gegeben; der andre, der Sohn eines Neuzeller Klosteramtmanns, war ganz von dem Bedürfnis nach fürstlichem Glanze erfüllt, das seiner Zeit eigen war. Er hat den sich zur Oderaue niedersenkenden Klostergarten durch Terrassen und Laubengänge französischen Geschmacks verschönt und ihn mit seltnen Blumenarten geschmückt; er empfand aber auch — das Zeitalter Rousseaus fing an sich geltend zu machen — das Bedürfnis nach einer Eremitage oder Solitüde zum ungestörten Genusse der Natur und der Einsamkeit. Deshalb baute er an dem in märchenhafter Einsamkeit versteckten großen Trebbelsee — zwei Meilen von Neuzelle — das Jagdschloß Siehdichum. Der auffallende Name enthält wohl einen Anklang an den 106. Brief Bernhards von Clairveaux, worin dieser an Heinrich von Murbach schreibt: Experto crede, aliquid amplius invenies in silvis quam in libris. Ligna et lapides docebunt te quod a magistris audire non possis. An non putas posse te sugere mel de petra oleumque de saxo durissimo? An non montes stillant dulcedinem et colles fluunt lac et mel . . .?

Zwanzig Jahre nach seinem Tode schlugen die Wellen der großen französischen Revolution auch bis in das stille Neuzeller Ländchen: französische Geistliche suchten hier Zuflucht vor der Jakobinerherrschaft. Auch das Zeitalter Napoleons und des Befreiungskrieges ging nicht spurlos an Neuzelle vorüber. Namentlich während des russischen Feldzugs wurde Neuzelle wegen der Oderübergänge bei Fürstenberg und bei Schiedlo vielfach von Truppendurchzügen, Einquartierungen und Kontributionen heimgesucht. Anno 1813 brach auch ein Detachement des Lützowschen Freikorps in die Wohnung des Prälaten ein und entführte eine ansehnliche Geldsumme. Jedoch am verhängnisvollsten für die Existenz des Stiftes wurde seine Abtretung an Preußen durch den Wiener Frieden vom 21. Mai 1815. Friedrich Wilhelm der Dritte, Absolutist durch und durch, wollte keinen Staat im Staate, am wenigsten einen katholischen. Derselbe König, der später die Erzbischöfe Droste von Vischering und Dunin von Gnesen auf Festungen einsperren ließ, weil sie sich seinem Gesetze über die gemischten Ehen nicht fügten, griff zwanzig Jahre früher mit strenger Hand in die Verhältnisse des Stiftes Neuzelle ein. Zwar wird vom Weihbischof Mauermann, der damals Insasse des Klosters Neuzelle war, zugegeben, daß während des Krieges und danach die Zucht der Brüder nicht im besten Stande war, und daß andrerseits auch der Abt Optatus, in der Absicht, sie wieder herzustellen, weiter ging, „als die kanonischen Satzungen ihm dieses zu tun erlaubten, als Klugheit ihm dieses gebot." Aber man war doch in Neuzelle auf das peinlichste überrascht, als am 8. Dezember 1816 von der Königlichen Regierung der Provinz Brandenburg ein Schreiben beim Prälaten eintraf, worin er aufgefordert wurde, „vor der Hand alles zu vermeiden, was die Umschaffung des dortigen Klosters zu einer den dermaligen religiösen und intellektuellen Bedürfnissen der dortigen katholischen Gemeinden und der übrigen Landeseinwohner ganz entsprechenden Anstalt irgend erschweren könnte." Als eine solche Anstalt war schon in dem genannten Schreiben eine „auch für junge Katholiken einzurichtende Gelehrtenschule mit einem Alumnate" bezeichnet worden; deshalb sollte der Abt den drei von der Regierung geschickten Kommissaren „das gesamte Mo- und Immobiliarvermögen, alle Einkünfte, Kapitalien und Nutzungen der Kirchen, des Klosters und des gesamten Stifts genau angeben . . ." Zugleich mit der Ankunft der Kommissare in Neuzelle erschien in Fürstenberg ein Kommando Gendarmen, die alle Wege in der Nähe des Klosters besetzten und die Reisenden anhielten. Der Abt erstattete den geforderten Bericht über das Klostervermögen. Darauf ging am 20. Dezember 1816 wieder ein Schreiben der Regierung an den Prälaten ein des Inhalts, man habe zwar mit Genugtuung die weise Sparsamkeit und Ökonomie wahrgenommen, mit der die Herren Prälaten und Äbte bisher darauf bedacht gewesen seien, einen Fonds zu sammeln, jedoch liege dem Staate bei den bedeutenden Resultaten dieser lobenswürdigen Sparsamkeit die Pflicht ob,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dafür zu sorgen, daß solche nicht der Gefahr und dem Zufalle preisgegeben würden, demnach habe das Königliche Ministerium des Innern zu verordnen geruht, daß die Königliche Regierung sich der Verwahrung dieses in ausstehenden Kapitalien und barem Gelde bestehenden Vermögens bei den übrigen Depositis der zu dem Departement der Regierung gehörenden Kirchen, milden Stiftungen und Kommunen unterziehn solle. Kraft dieser Vollmacht bemächtigte sich der Regierungsrat von Bärensprung „der über den Betrag von 150000 Talern sprechenden Dokumente sowie des Kirchenschatzes, der in 73600 Talern bestand, ohne allen Widerspruch, er ließ in einem Keller, wo seit 1813 aus Furcht vor der Invasion der Feinde 56000 Taler verborgen gehalten wurden, die Mauern durchbrechen und okkupierte auch diese Gelder." Diese Gelder wurden in der Nacht auf Transportwagen geladen und unter starker Gendarmerieeskorte nach Frankfurt gebracht. Das konfiszierte Stiftsvermögen betrug also, von den laufenden Einnahmen abgesehen, gegen 280000 Taler. Der Abt und der Konvent des Klosters wandten sich nun (20. Januar 1817) mit einer ausführlichen Darlegung dieser Vorgänge beschwerdeführend an den König und baten, erstens das gegen das Stift beobachtete Verfahren ernstlich zu rügen, zweitens die Rücklieferung der Klostergelder zu verfügen, drittens das Kloster zum Troste der katholischen Einwohner der Niederlausitz bestehn zu lassen und viertens dessen Fonds jedenfalls als einen katholischen Religionsfonds anzusehen und ihn nicht anders als zum Behuf der Ausübung dieser Religion zu verwenden. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg nahm die Beschwerdeschrift persönlich aus den Händen des Subpriors, des Provisors und des Stiftskanzlers entgegen, aber schon am 13. Februar 1817 antwortete er im Namen des Königs dem Prälaten, die Aufhebung des Klosters sei nunmehr höchst unmittelbar beschlossen und schon angeordnet, und Seine Majestät bedaure aufrichtig, daß Höchstdieselben sich durch überwiegende Gründe behindert sähen, die wegen des Klosters Erhaltung geäußerten Wünsche zu berücksichtigen. Diesem Bescheid folgte am 25. Februar 1817 die Aufhebungsurkunde, die sich auf den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 stützte, vermöge dessen dem Könige von Preußen als neuem Landesherrn der Niederlausitz die Macht zustehe, das Kloster zu säkularisieren. Übrigens wurde dem Prälaten durch die Aufhebungsurkunde ein Jahrgehalt von 3000 Talern nebst der Befugnis verliehen, bis an sein Ende im Kloster zu wohnen. Die übrigen Konventualen erhielten entsprechend niedrigere Jahresgehalte zugesichert, falls sie Pfarr- und Lehrämter annehmen wollten. Am 26. Februar 1817 wurde die Aufhebungsurkunde dem Abte durch einen Regierungsrat übergeben und dabei die Kette mit dem Kreuze, das Zeichen seiner Würde, abgefordert; der Abt lieferte sie aus, wurde aber sofort damit im Namen des Königs dekoriert. Die Stiftskirche wurde der katholischen Gemeinde von Schlaben überwiesen, die bisherige katholische Pfarrkirche den Protestanten. Die Wohnungen der Klostergeistlichen wurden in Behausungen für die Zöglinge eines zu errichtenden Seminars für protestantische Lehrer umgewandelt.

Wir hören nichts davon, daß etwa aus den Kreisen der Untertanen des Klosters irgend eine Stimme laut geworden wäre für die Erhaltung der stiftischen Regierung. Die Bauern und die Kossäten der Klosterdörfer werden vielmehr die Aussicht, nunmehr auch an den Vorteilen der Steinschen Reformen, der Bauernbefreiung, teilnehmen zu können, mit Freuden begrüßt haben. Die letzten Jahrhunderte eines selbstsüchtigern und härtern Regiments hatten die frühern Segnungen des Krummstabes in Vergessenheit gebracht. Trotzdem erscheint uns das Vorgehn der preußischen Regierung gegen die Zisterzienser von Neuzelle etwas hart und gewaltsam, wenigstens wenn wir es mit dem hohen Gerechtigkeitsgefühl und dem Wohlwollen vergleichen, mit dem der moderne preußische Staat den Institutionen der katholischen Kirche gegenübersteht. Die Zeiten haben sich seit 1817 merklich geändert, und es ist wohl gut, daß es so ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am nächsten Morgen galt unser erster Gang dem Stifte, dessen denkwürdige Geschichte wir auf den vorangehenden Seiten skizziert haben. Wir sahen den schönen mit Alleen umgebnen, von Schwänen belebten Klosterteich zu Füßen des großen Portals. Links von der Straße lag das Brauhaus, einst eine der wichtigsten Quellen stiftischen Reichtums, in Ruinen; auch die Zellen der Mönche und die Wohnung des Abtes sind bis auf die sogenannten Fürstenzimmer verschwunden; sie haben dem stattlichen Neubau eines stark besuchten evangelischen Lehrerseminars und der Wohnung des Seminardirektors Platz gemacht. Dagegen ist der rechts von der Kirche liegende Wirtschaftshof mit einigen hübschen Bogengängen im wesentlichen erhalten geblieben. Auch die Kirche entsprach ungefähr dem Begriffe, den wir uns von ihr nach ihren Schicksalen gemacht hatten: ein in jeder Hinsicht überladner Rokokobau mit geschmackloser Ausmalung und verzerrten Stukkaturen über den vielen Altären, ähnlich der Kirche des Zisterzienserklosters Osseg in Böhmen, nur daß deren Stuckarbeiten eine um so viel größere Feinheit und Anmut zeigen, als Böhmen dem Ursprungslande dieser ganzen Kunstrichtung, Italien, näher liegt als das Waldland der mittlern Oder. Die ganze katholische Schuljugend von Schlaben wurde zur Morgenandacht in die Kirche geführt, außerdem auch viele kleine Mädchen unter der Leitung grauer Schwestern, die hier, wie ich höre, ein katholisches Waisenhaus begründen wollen. Wenn man um die Kirche herumgeht, sieht man in der Höhe noch den von der barocken Umgestaltung nicht erreichten gotischen Ostgiebel und wird daran erinnert, daß unter der Hülle des Gipses im Innern eine im wesentlichen unversehrte gotische Hallenkirche schlummert. Ob sie wohl je ihre Auferstehung feiern wird? Die sich hinter der Kirche in Terrassen zur Oderaue niedersenkenden Klostergärten sind in Spiel- und Turnplätze für die Seminaristen umgewandelt worden. Vom Rande des Plateaus genießt man eine meilenweite Fernsicht hinüber in die Neumark; wie ein Grenzwächter am Strom erscheint die hochgelegne Kirche von Fürstenberg. Doch nicht weiter nach Osten stand unser Sinn: wir wollten vor allem das westlich vom Stift gelegne Land der Walddörfer, das alte Kolonisations- und Jagdgebiet der Äbte von Neuzelle kennen lernen. Wir fuhren also von Schlaben auf guter Straße zunächst in das Dorf Möbiskruge, das in einem von waldigen Höhen umringten Kessel malerisch um die von zwei Holztürmen überragte Kirche gelagert ist, und von dort über Berg und Tal auf abenteuerlichen Pfaden voll Sand und Kiefernwurzeln nach dem hochgelegnen Fünfeichen. Die Landschaft ist hier etwa so hüglig wie das nördliche Thüringen, nur daß der dürre, mit Kies gemischte Sand hier so unfruchtbar ist, daß sogar die genügsame Kiefer nur ein langsames, kränkelndes Wachstum zeigt. Hundertjährige Bestände sehen hier so dürftig aus wie anderwärts dreißigjährige. Die Einheimischen schieben diesen spärlichen Waldwuchs auf eine schon in geringer Tiefe auftauchende Schicht eisenhaltigen Kieses, die die Wurzeln der Bäume nicht durchdringen können. Man nennt diese Schicht die Fuchsdiele, weil auch die Füchse ihre Baue nicht tiefer graben. Es gehörte eine große Zuversicht der Neuzeller Zisterzienser dazu, auf diesem Gelände Kolonisten anzusetzen, und andrerseits gehörte der ganze Wagemut und der zähe Fleiß einer jugendkräftigen, in härtester Arbeit erzognen Bauernschaft dazu, sich in solcher Gegend ansiedeln zu lassen. Der moderne Landwirt, der jahrelang auf der Schulbank gesessen hat und den Gehalt des Bodens nach wissenschaftlichen Grundsätzen bestimmt, wird sich mit Schaudern von diesem geistlichen Kolonisationsgebiete wegwenden. Vor dem Dorfe Fünfeichen deuteten einige größere ganz unbebaute Flächen auf Schafzucht hin. Und richtig, als wir in die Dorfgasse einbogen, lief eben aus den verschiednen kleinen Häusern eine aus Schafen und Lämmern, Ziegen und Zicklein gemischte Herde unter Beihilfe eines schwarzen Schäferspitzes zusammen und wurde von einer Schäferin auf die armselige Gemeinweide getrieben. Die Schäferin war ein Original: etwa vierzig Jahre alt, jedoch nicht größer als ein sechsjähriges Kind, einen unverhältnismäßig großen Tragkorb auf dem Rücken, den Strickstrumpf in den Händen war sie bemüht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

möglichst gravitätisch ihres Amtes zu warten; aber Jungvieh hat nicht Tugend, bald geriet die ganze Herde in Trab, und so blieb ihr denn nichts übrig, als eilig und sorgenvoll hinter den hüpfenden Lämmern und den meckernden Zicklein herzutrippeln.

Von Fünfeichen gelangten wir nach dem auf einer öden Hochfläche gelegnen Bremsdorf. Die mit Kiefern oder Heidekraut besetzten Sandwellen dieses Geländes erhalten wenigstens etwas Leben und Stimmung durch den massenhaft vorkommenden stachligen Wacholder, das geheimnisvolle Räucherkraut der deutschen Waldbauern. Man findet ihn in den verschiedensten Formen und Stellungen. Hier marschiert er in der Längsfront eines Kiefernwaldes auf wie eine Reihe Rekruten, dort steht er in schwermütiger Gruppe wie die Zypressen eines untergegangnen Kirchhofs, dort wieder erhebt sich ein Riesenbusch davon vereinzelt als Pyramide, voll von italischem Pathos. Hinter dem Dorfe senkt sich die Straße zu der an den Trebbelseen gelegnen Bremsdorfer Mühle hinunter — und hier ändert sich zu unsrer Freude der Charakter der Landschaft. Der dürre kiesige Boden der rauhen Höhen macht einem weichen, tiefgehenden Sande Platz, den die weit hineindringenden Wässer der Schlaube befruchten. Die Schlaube, das alte Grenzwasser zwischen der Mark Brandenburg und der Lausitz, entspringt etwa noch sieben Kilometer südwärts in tiefster Waldeinsamkeit und bildet bei der Schlaubemühle ihren ersten See; dann erscheint sie in ihrem langsamen tiefgrundigen Zuge in dem engen Waldtale vor der Bremsdorfer Mühle, stürzt leise rauschend über das feuchtbraune, grünmoosige halbverfallne Räderwerk hinweg und verliert sich geheimnisvoll in dem kleinen Trebbelsee, der sich jenseits der Straße in dem fast eine Stunde langen großen Trebbelsee fortsetzt. Hier ist ein wonniges Fleckchen Erde, das auch von den Einwohnern im meilenweiten Umkreise wie ein noch unentdecktes Kleinod geschätzt wird. Hier gedeiht längs der Schlaube ein starkstämmiger, sich nach oben wundersam verästelnder Kiefernwald, der seine rotbraunen Arme wie das Geweih von Riesenhirschen zum blauen Himmel emporstreckt, hier gibt es aber auch große Bestände schlanker Rotbuchen, deren schwanke Ruten über den schlangenhäutigen Stämmen in Frühlingssymphonien wogen, zu ihren Füßen blühen Himmelschlüssel, Anemonen und Leberblümchen. Die Seen und die Bäche dieser Gegend waren einst ein Revier des geheimnisvollen Bibers, dessen kostbares Fell die geistlichen Herren von Neuzelle wohl zu schätzen wußten; der Biberfang an der Schlaube wird in einer Urkunde des Jahres 1370 ausdrücklich unter den Gerechtigkeiten des Klosters erwähnt. Jetzt ist das kostbare Pelztier längst von den Ufern der Schlaube verschwunden, aber der gewaltige Hirsch kommt dort noch immer zur Tränke, und das an den Ufern der Seen und des Bachs faulende Laub durchwühlt das dunkelborstige Wildschwein. Hier ist wirklich noch ein Stück der alten Lausitzer Romantik erhalten. Und nun erst die Mühle selbst! Ein altertümlicher, traulicher Fachwerkbau mit unbewußtem Verständnis gerade passend in die Wald- und Wasserwelt hineingeschmiegt, und doch auch für Verwöhntere mit einem modernen Logierhaus ausgestattet und so weit von der Kultur beleckt, als es für das Behagen des Wanderers gut ist: zu Mittag auf dem Tisch ein praller, eben gefangner Hecht mit Spreewaldsauce, danach ein aromatischer Kaffee mit tadelloser Sandtorte, kredenzt von der Schwester des Müllers, deren Augen ausschauen wie die der Lindenwirtin. Nach dem Essen schlenderten wir in tiefster Einsamkeit längs des Gestades des größern Sees nordwärts. Zwei mächtige Fischadler erhoben sich von der Wasserfläche und verschwanden über den Baumwipfeln einer kreisrunden, amphitheatralisch aufsteigenden Talschlucht, die sich nur nach dem heitern See hin öffnet; die Zisterzienser, die hierher zum Fischfang oder zur Jagd kamen, haben sie den „Himmel" genannt; ein zweiter kraterartiger mit hohen Buchen bestandner Kessel am Ufer, der auf seinem Grunde ein schwarzes, mooriges Wasserbecken enthält, heißt die „Hölle"; in der Tat wäre dieser Trichter der rechte Ort, Dantes Inferno zu lesen — die Erscheinung des Virgilius, den die Neuzeller Mönche sicherlich in

ihrer Bücherei abschrieben, und den sie wohl nicht nur als Dichter, sondern auch als Zauberer kannten, könnte hier ebensogut lokalisiert werden wie in dem mystischen Bergwalde Toskanas. Wir waren hier auf dem Wege nach dem einsamen Jagdschlosse Siehdichum, der Schöpfung des kontemplativen Abtes Gabriel, das am Nordende des Sees idyllisch auf einer Anhöhe liegt, jetzt ist es der Sitz einer Oberförsterei. Darin haust seit dem Jahre 1870 der Forstmeister Reuter, einer der Meister der neu aufblühenden deutschen Fischerei, der seine reichen Beobachtungen und Erfahrungen auf diesem Gebiete auch in markiger und kerniger Sprache darzustellen versteht. Aus seinem in den „Mitteilungen des Fischereivereins für die Provinz Brandenburg" gedruckten Berichte hat man den Eindruck, daß das Forstrevier Siehdichum, wie schon zur Zeit der geistlichen Herrschaft, so auch heute noch ein rechtes Eldorado für den Fischfreund sein muß. Die unedlern Fischsorten wie Weißfische, Barsche, Bleien, Güstern, Plötzen, Rotfedern werden dort durch Vertilgung des Laiches immer mehr zugunsten der edeln, namentlich der Karpfen und der verschiednen Forellenarten, verdrängt; auch der Hecht wird wegen seiner enormen Gefräßigkeit und wegen der Gewandtheit, mit der er den schon heranwachsenden Karpfen zuleibe geht, energisch befehdet, dagegen wird der Zander als „Hilfsarbeiter im großen bei Vernichtung und Verwertung der wilden kleinen Fische" verwandt, und zwar besonders deshalb, weil er sehr gefräßig ist, aber doch nur einen so kleinen Schlund hat, daß er die eingesetzten Karpfen nicht mehr bewältigen kann, und weil er teuer bezahlt wird. Vorzüglich ist in Siehdichum der Kampf gegen die Fischdiebe organisiert. Zwar die menschlichen richten keinen so großen Schaden mehr an wie früher, denn „nachdem einige eingefleischte alte Fischdiebe abgestorben sind, einige sich gegenseitig umgebracht haben, ist es hier nach und nach mit eiserner Energie doch gelungen, etwas aus der Bevölkerung den Gemeinsinnn für die Fischerei auszutreiben." Aber da ist vor allem noch der gefräßige Fischotter, der sich vermehrt wie Hunde und Katzen; er wird durch vergiftete Fische unschädlich gemacht oder in Eisen gefangen. Dann ist der Fischreiher vorhanden, der täglich zehn bis zwanzig Karpfen zu seiner Nahrung verbraucht und immer von neuem aus den Revieren zufliegt, wo man ihn um der interessanten Jagd willen hegt; von diesem Räuber werden in Siehdichum alljährlich dreißig bis sechzig erbeutet, dazu zwei bis vier Fischadler und dann und wann auch ein schwarzer Storch, den Forstmeister Reuter für den gefährlichsten unter den gefiederten Fischdieben hält; denn ein solcher kann einen Forellenbach oder einen Karpfenteich von mehreren Hektaren Größe in einem Sommer leer fischen. In der Fischerei ist noch immer die „mit dem großen Zeuge" (siehe oben S. 460), wie einst im Mittelalter, die ertragreichste. Dazu wird auf den Schlaubeseen ein Netz von sechshundert Metern Länge verwandt, dessen Unterleine zehn Zentimeter tief gegen den Schlamm geht und immer Grund hält; daneben wird auch mit Staknetzen, die etwa zwanzig Meter lang sind und einen Meter hoch stehn, und mit Netzsäcken, die unten mit Steinen beschwert und oben durch aufgebundne Flossen offen gehalten werden, gefischt. Den Hechten stellt man, zumal im Winter, mit sinnreich konstruierten, in Eislöcher gehängten Angeln nach, im Sommer erlegt man sie auch mit der Kugel und mit Speeren.

Welch eine Lust muß es sein, unter so fachkundiger Leitung einem Fischzuge beizuwohnen, und welche Vorbereitungen sind dazu nötig! Wochenlang vor dem Fischzuge wird nicht mehr mit Kähnen über die tiefen Kessel der Seen, worin sich bei Eintritt der Kälte die Fische sammeln, gefahren. Die Kähne, die beim Fischen gebraucht werden, sind innen mit doppelter Sackleinewand benagelt, damit kein Poltern und Klappern die mißtrauischen Kaltblüter aufscheuche. Jede Fischart hat ihre eigentümliche Methode, sich dem drohenden Netze zu entziehn: zuerst flüchten die Bleien und die Güstern, und mit ihnen die Zander, erst später, und meist zu spät, werden die Karpfen rebellisch. Sie sind mit einem Teile der Zander und

der Schleien die Hauptbeute der großen Fischzüge. Da diese meist im November und nach dem Aufbrechen des Eises stattfinden, konnten wir leider nichts davon wahrnehmen. Wir kehrten also aus der Gegend von Siehdichum zu der vortrefflichen Bremsdorfer Straße zurück und erreichten Dammendorf. Von da aus unternahmen wir noch einen Streifzug an den hammerförmigen Ölsener See, der an stillem Reiz dem Trebbelsee kaum nachsteht, gelangten zur rechten Zeit auf die Bahnstation Grunow und fuhren von dort nach Beeskow.

Beeskow ist nur in der ältesten Zeit und dann noch einmal 1477 bis 1512 in wettinischem Besitze gewesen; beim Anfall der Lausitzen an Kursachsen im Jahre 1635 war es längst brandenburgisch. Aber es hat doch rege Beziehungen zum Stift Neuzelle unterhalten, das in der Stadt die Pfarrei und das Spital besaß. Um die Lande Beeskow und Storkow schwebt besonders seit den Schilderungen, die der unvergeßliche Fontane davon in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" (IV, 17 bis 53) entworfen hat, ein Hauch von Romantik. Losgelöst aus dem lockern Lehnverbande der Lausitzer Grundherrschaften mußte sich der trotzige Adel des Landes erst unter vielen Kämpfen an den Begriff der brandenburgischen Staatsgewalt gewöhnen. „Ja, Beeskow und Storkow — sagte uns ein einheimischer Mitreisender —, da herrschten die Raubritter." Als wir vom Beeskower Bahnhof über das holprige Pflaster zur Stadt fuhren, waren wir darauf gespannt, ob noch etwas von der alten Romantik übrig geblieben sei. Zunächst freilich macht sich die moderne Staatsgewalt bemerkbar: eine Abteilung von Kanonieren der in Beeskow garnisonierenden Artillerie dröhnte mit wuchtigem Gleichtritt vor uns quer über die Straße. Dann aber zeigte uns das Städtchen im Glanze der Abendsonne voll Stolz seine mittelalterliche Ringmauer, seine Zinnen und Türme. Auf der Spitzhaube des größten Turms am Südende der Stadt war ein schönes Storchnest angebracht, aber das war während des Winters von einer Schar schwarzer Dohlen in Besitz genommen worden, die in der Vorahnung des ihnen mit den zurückkehrenden Störchen bevorstehenden Kampfes unter lautem Gekrächz einen Kriegsrat hielten — sie die Repräsentanten der alten Raubritter und der staatsfeindlichen geistlichen Grundherrschaften, während die schwarz-weiß-roten Störche als die Vorkämpfer der Reichsgewalt erscheinen. Da wo die zum Südtor führende Straße den Markt erreicht, liegt das alte Gasthaus „Zum grünen Baum," ein behaglicher altertümlicher Holzbau aus dem Jahre 1539 mit schön geschnitztem Gebälk und zwei an den Hausecken vorspringenden achteckigen bedachten Erkern, an süddeutsche Bauformen erinnernd. Auf einer Spreeinsel vor der Stadt finden sich auch noch die Reste des vom Bischof Dietrich von Lebus erbauten Schlosses mit dem viereckigen Bergfried. Das Interessanteste aber in Beeskow ist die Kirche. Die Fassade ist ein gewaltiges Backsteinmassiv mit gotischen Fenstern und Nischen auf breitester Basis sich nach oben zu verjüngend, darüber erhebt sich der kurze gedrungne gotische Turm mit Zinnenkranz und Spitzhaube, das Ganze zeugt von Trutz und nochmals Trutz. Wenn man das ehrwürdige Gebäude umwandert, erscheint es wie das reingehaltne Urbild von Neuzelle; an einem Pfeiler der Nordseite hat sich eine vielhundertjährige grüne Efeuwand bis unter das Kirchendach aufgebaut, worin Hunderte von Vögeln ihren leichtbeschwingten, lustigen, musikerfüllten Haushalt führen.